

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

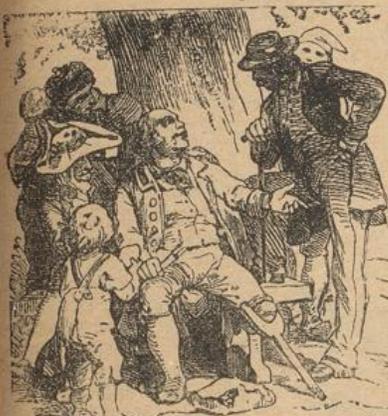
Weltbegebenheiten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Weltbegebenheiten.

Vom Juni 1893 bis zum Juni 1894.

Deutschland.



Wie hat sich doch das liebe deutsche Vaterland seit vierzig Jahren verändert! Der Hintende meint nicht nur äußerlich, der Landkarte nach, sondern noch viel mehr innerlich.

Wenn früher die guten Deutschen zusammen kamen, um Politik zu treiben, lebten sie in einem wahren Liebesfrühling. Man schloß, turnte, sang und trank fürs liebe deutsche Vaterland, nannte jeden Schnurrbart deutsches Bruderherz und ließ sich durch die Festrede irgend eines Professors derart erweichen, daß einem die Männerzähnen stromweise in den Bart rannen. Schließlich konnte man sich vor Rührung und Vaterlandsiebe nicht mehr halten; man packte irgend ein deutsches Menschenkind männlichen Geschlechtes, schloß es in die starken deutschen Arme und küßte es in wehmütvoller Freude unter strömenden Thränen.

Das war so eine Art wöniger Verlobung. Auf diese Verlobung ist aber der Ehestand gefolgt, und jeder weiß, wie sich da auch die Stimmung ändert. Im Ehestand hilft das Singen, Lieben und Weinen nicht mehr. Jetzt muß geschafft und hausgehalten werden. Und da raucht es manchmal gewaltig, manchmal giebt's auch Feuer unter dem Dach, auch Thränen, und zwar nicht als Wonnezähren. Nun, das schadet ja nichts, man hat sich doch von Herzen gern. Man schafft, kuint, sorgt, entbehrt füreinander und findet, daß erst dadurch der Charakter ausreift, die wahre Liebe aufblüht und das Leben wertvoll wird.

So sollte es auch im Deutschen Reich sein und bleiben. Allein leider stecken wir nach den schönen Flitterwochen immer noch in den leidigen Bitterwochen und können noch nicht zu einer ruhigen Haushaltung gelangen. Gebe Gott, daß wir uns bald aneinander gewöhnen! Einstweilen aber hat der Hintende, als ein alter und wohlmeinender Hausfreund des deutschen Volkes, immer noch alle Hände voll zu thun, um richtend und schlichtend zwischen die unruhige Familie dreinzufahren — er darf sich das wohl erlauben und von ihm nimmt

man's auch an. Zu dem einen sagt er: „Du hältst jetzt dein böses Maul“; zum andern: „Du giebst jetzt nach“; zum dritten: „Du machst, daß du an dein Handwerk kommst“; zum vierten: „Du lässest das Saufen bleiben, u. s. w. Nur nicht aufgemudt! Es ist gut gemeint.“

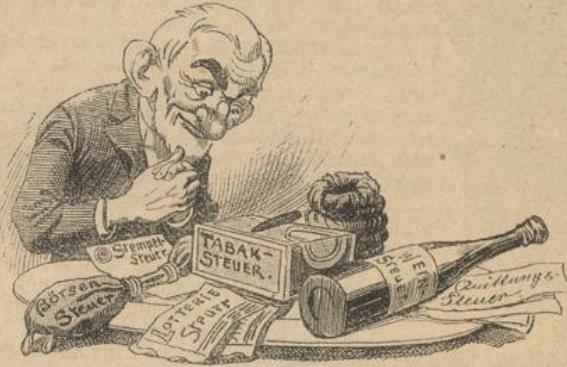
Also: Der Hintende fängt gleich mit einem Familienmitglied an, welches der Mutter Germania oft rechte Sorgen bereitet. Bald ist's so faul, daß es fast einschlafen möchte, bald macht's wieder recht ungebärdige Sprünge. Der Hintende meint unsern lieben deutschen Reichstag. Nachdem am 6. Mai 1893 die Herren Feiertag erhalten hatten und heimgeschickt worden waren, weil sie die neuen Militärforderungen nicht bewilligen wollten, gab es höchst aufgeregte Neuwahlen. Welches Zeug wurde nicht da gedruckt, geredet, geglaubt und getrieben. Man darf nur an unser badisches Land denken. Da zeigten sich auf einmal die römischen Priester, diese militärischen Erzdrückeberger, als unanfechtbare Sachverständige in Armeesachen; sie wußten ganz gewiß, die deutsche Armee sei der französischen und russischen an Kraft und Zahl überlegen. Andere Leute wollten versichern, die Franzosen seien das lebenswürdigste, friedfertigste Volk der Welt und dächten gar nicht daran, uns jemals ein Haar zu krümmen. Einer im Oberland suchte die Bauern damit zu fangen, daß er ihnen erzählte, er trage zu Hause gestickte Hofen. Ein anderer, auch im Oberland, prahlte, er habe nichts gelernt, als was seine Volksschulbildung ihm gab. Daß allerdings ein Kaplan den Papst ein altes Weib nannte, ist diesmal nicht vorgekommen, aber sonst Unfug genug. Item, es half alles nichts. Als die hitzigen Wahlen vorüber waren, zeigte es sich dennoch, daß die Freunde der Militärvorlage die Mehrzahl bildeten. Dagegen hatten sich die Freisinnigen nicht nur in zwei Parteien gespalten, sondern auch um die Hälfte verringert.



Einer im Oberland erzählte, er trage zu Hause gestickte Hofen.

Ihre Erbschaft traten die Sozialdemokraten an, welche mit 44 Mann in den Reichstag einzogen. Die Antisemiten verstärkten sich auf 17 Mann. Der große Eugen Richter, der nebenbei aber wirklich einer der bedeutendsten, wenn auch verranntesten Männer des Reichstags ist, wurde nur durch die Gnade der Nationalliberalen vom Durchfall gegen einen Sozialisten errettet. Erfreulich ist, daß die Elsäßer sechs Anhänger der Militärvorlage in den Reichstag sendeten, darunter sogar den jungen Fürsten von Hohenlohe, Sohn des Statthalters. Das klingt besser als die Nachricht, daß sieben Wochen vorher die elsässischen Abgeordneten extra nach Berlin reisten, um die Militärvorlage zu Fall zu bringen. Manchmal boten nicht nur die Wahlen, sondern auch die Gewählten ein recht trübes Bild. Es ist doch etwas Trauriges, diese wüste Agitation. Da wird dem lieben Publikum ein wildfremder Advokat seitens der Partei vorgestellt, empfohlen, verherrlicht, der Gegner aber fürchterlich heruntergerissen. Dann wird den Leuten der Name des Kandidaten wochenlang in die Ohren gebrüllt, auf allen

möglichen Lettern in die Augen geworfen, bis der arme gequälte Wähler nicht mehr weiß, wo ihm der Verstand steht. Und erst die Agitation der schwarzen Garde! Wer wählt? Nicht das Volk, sondern ein Parteikomitee oder die römischen Priester. Das Volk ist Stimmvieh. Und wer wird gewählt? Wer das Geld hat und wer das Maul hat, und wenn nichts daran liegt, von allen Seiten mit Schmutz beworfen zu werden. Wenn es so weiter geht, wird kein anständiger Mensch mehr öffentlich politisch auftreten. Aber wenn wird dann das Feld überlassen? Dem Proletariat, dem leiblichen wie geistigen. Es lebe die Freiheit!! O schöne Zeiten, wo noch Gelehrte und Professoren die Politik machten. Ihr Spottet heute darüber? Spottet nicht, es war edler gemeint und schöner gesagt als heute.



Da lagen auf dem Präsentierteller die schönsten Steuern.

Der neue Reichstag hat denn auch gleich Ordre pariert und die Militärvorlage bewilligt. Aber — wie unobel! — vom Bezahlen hat der Reichstag nichts wissen wollen. Da lagen auf dem Präsentierteller die schönsten Steuern, daß einem Miquel das Herz darob lachte: Tabakfabriksteuer,

welche 100 Millionen statt 54 aus dem Tabak schröpfen sollte, eine Wein-, Börsen-, Lotterie-, Quittungs-, Stempelsteuer u. s. w. Diese Steuern sollten den ganzen Reichshaushalt auf eigene und bessere Hüfte stellen. Aber sowohl das liebe Publikum wie die Landtage und der Reichstag zeigten sich gänzlich abgeneigt. Wer nun bezahlt's jetzt? Es ist alles merkwürdig ruhig und still mit den neuen Steuern. Die Soldaten säen nicht und ernten nicht, und sammeln nicht in ihre Scheunen, und unter himmlischer Vater nähret sie doch?

Neben der Bewilligung der Heeresvermehrung und den Steuer Verhandlungen hat jedoch der Reichstag noch ein weiteres aufregendes Werk vollbracht: den Handelsvertrag mit Rußland. Schon bei dem kleinen Vertrag mit Rumänien entwickelte sich ein höchst merkwürdiges Bild: Auf Seiten der Regierung standen die alten, so oft verfehmten „Reichsfeinde“, die schwarzen, die roten und allerröttesten. Dagegen machten gerade die bisher dicksten Freunde der Regierung, die Kon-

servativen, die denkbar schärfste Opposition. Die Konservativen vertreten, wie nun einmal der Reichstag leider zusammengesetzt ist, den Bauerstand, zunächst allerdings mehr den großen, aber damit auch den kleinen. Denn wenn der Großgrundbesitzer seine Frucht billiger verkaufen muß, so wird der kleine Bauer erst recht unter dem Preis hergeben. Und nun boten die Handelsverträge vor allem den Vorteil fürs Ausland, daß die ausländische Frucht unter billigerem Zoll (nur 3 1/2 Mark statt 5) bei uns eingeführt werden sollte. Die Folge davon würde sein, daß unser Getreide mehr und mehr durch das billigere ausländische im Preis gedrückt oder gar verdrängt würde. Dagegen nun sträubte sich der Grundbesitz aufs äußerste und es kam zu höchst spitzigen, ja erbitterten Kämpfen zwischen dem Reichskanzler samt dem Staats-

sekretär v. Marschall mit ihren konservativen Freunden. Der Hinkende vermag nicht die Folgen des Vertrags zu ermessen, da er selbst nichts baut als Salat, Rettich, Schnittlauch und Zwiebeln, welche Produkte aber im Handelsvertrag hochmütig übergegangen wurden. Allein ganz geheuer ist's ihm bei der Sache doch nicht.



Der Hinkende vermag nicht die Folgen des Vertrags zu ermessen, da er selbst nichts baut als Salat, Rettich, Schnittlauch und Zwiebeln.

ganz geheuer ist's ihm bei der Sache doch nicht. Item, trotz heftigster Kämpfe ging auch der große russische Handelsvertrag durch und ist am 20. März in Kraft getreten. Darnach hat also der sogenannte Zollkrieg, die gegenseitige willkürliche Hinaufsetzung der Zölle, ein Ende. Rußland setzt die Zölle herab auf Eisen, Zinn, Maschinen um 10—20 Prozent, auch die Kohlenzölle; Deutschland dagegen den Fruchtzoll. Der Hinkende will einstweilen hoffen, daß unsere Industrie wirklich jetzt größere Bestellungen aus Rußland erhält, obgleich dieses Reich nicht darnach ansieht, als ob es viel kaufen und gar bezahlen könnte. Jedenfalls muß aber jetzt auch für die Landwirtschaft etwas gethan werden, und wenn die Steuergelehrten den Hinkenden fragen würden, so wollte er schon sagen, wie das geschehen kann. Zum Exempel: Herabsetzung der Gerichtskosten, sonderlich der Advokatengebühren, die fabelhaft hoch sind; der Sporeten für kleinere Erbschaften, wo manchmal die Erben kaum soviel erhalten, als sie zahlen müssen; der Kaufzölle

bei kleinen Haus- und Güterkäufen. Sparsamkeit im Landeshaushalt, z. B. bei den öffentlichen Gebäuden, die in ihrem immer großartigeren Brum ein Hohn sind auf die allgemeine Not; der Beamtendiäten u. s. w. Dies nur beiläufig. Mehreres will der Sinkende noch für sich behalten. Vielleicht fragt ihn einmal ein Finanzmann drum.

Noch eins: der liebe Reichstag hat endlich die Wiederzulassung der Jesuiten beschlossen. Und hier muß der Sinkende die Feder weglegen, sonst könnte es zu einer Beleidigungsklage kommen. Hoffentlich wird der Bundesrat diesen Beschluß in den Papierkorb werfen.

Aus dem sonstigen Parteigetriebe ist noch folgendes zu bemerken: Auf der Würzburger Katholikenversammlung fehlten die alten adligen Centrumsführer. Warum? Darum, weil sie von den Advokaten und Centrumsdemokraten an die Wand gedrückt sind. Sol Geschicht euch recht. Habt ihr lange genug die Opposition gepredigt, so müßt ihr nun im eigenen Lager die Opposition der Radikalen ertragen. Jetzt ist einseitigen Centrumsführer der Dr. Lieber, der neben seiner Politik einen ausgedehnten Handel mit einem wunderbaren Heilthee führt. Geholfen hat der Thee noch keinem außer Herrn Lieber selbst, nämlich seinem Geldbeutel. Dieser Dr. Lieber führte auch in Würzburg das große Wort. Was da den Zuhörern an dreifachen Unwahrscheinlichkeiten geboten wurde, erliche daran, daß ein Abgeordneter Schädler behauptete: die Mönchsorden hätten noch nie den konfessionellen Frieden gestört! Es ist schauderhaft, daß so etwas gesagt werden kann. Im dreißigjährigen Krieg soll der konfessionelle Frieden an manchen Punkten recht empfindlich gelitten haben, obgleich die frommen Jesuiten den Krieg entfachten. Und was haben sie in Böhmen, in Osterreich, in Bayern, in der Pfalz auf dem Gewissen! Aber so ist der Bildungsstand des heutigen Geschlechts, daß Herr Schädler offen sagen darf, die Orden hätten nie am konfessionellen Frieden gerüttelt, und Tausende brüllen Bravo dazu. Ubrigens ist die Stellung Doktor Liebers an der Spitze des Centrums heute schon erschütterter, und der rasche Führerverbrauch in dieser Partei seit Windthorst's Tod läßt das Beste hoffen — aber nicht für das Centrum.

Die Sozialisten hatten ihren Parteitag in Köln, vorigen Herbst. Viel Merkwürdiges hat man daraus nicht gelernt; von Interesse war nur ein von Bebel verlesener Brief, den Finanzminister Miquel als junger Student voll sozialistischer Gedanken an Marx, den Sozialistenwater, geschrieben hat. Miquel suchte sich im Reichstag ernsthaft zu entschuldigen, aber es wäre nicht nötig gewesen. Er hätte Bebel einfach sagen können: Was Sie jetzt wissen, habe ich schon lang wieder vergessen. Sie sind heutzutage noch nicht geschwieher, wie ich als ein dummer Student gewesen bin.

Doch ist leider auch dieses Jahr wieder manches passiert, was den Sozialisten Wasser auf die Mühle lieferte. Zum Beispiel der Spielerprozeß in Hannover. Kammen da einträchtig zusammen Offiziere, meistens Adlige, Barone, Grafen, Fürsten, Prinzen sogar, mit zehn der allerschlimmsten Gauner, worunter acht Kinder Israels; aber auch ein christlich-deutscher Baron. Was trieben sie? Sie wurden getrieben, nämlich ins Garn der Falschspieler und Wucherer. Die meisten der adligen Herren ließen sich anlocken durch die Aussicht, einen dummen Millionär rypfen zu können, aber ehe sie sich verfahren, waren sie selbst gerupft. Dabei stellten sie sich so meisterhaft kindisch und dumm an, daß man noch zu allem Unglück lachen muß.

Mit dem Spielen beim Militär gehört entschieden gründlich ausgeräumt. Man muß nur einmal sehen, wie die Herren Offiziere im Manöver um Tausende spielen, als ob es Erbsen wären, und zwar fast in offener Wirtschaft, vor den Augen des Wirts und seiner Leute! Soll das nicht manchen an dem Vertrauen auf unsere Soldatenführer wankend machen? Wie kann einer ordentlich seinen Dienst thun, wenn er den ganzen Tag nur ans „Jeu“ denkt? Aber der Spielteufel scheint der Fluch der Kriegsknechte zu sein, seitdem ihre Kollegen zur Zeit Christi den ungenährten Rock des Herrn auswürfelten.

Auch unsere Kolonialangelegenheiten gaben den Sozialisten Stoff zu starken Angriffen. Da müssen z. B. in Kamerun nette Sachen vorkommen. Herr Kanaler Leist ließ z. B. die Weiber der schwarzen Soldaten vor den Augen ihrer Männer auspeitschen, worauf unter den Soldaten eine allgemeine Meuterei gegen die deutsche Regierung ausbrach. Überhaupt will die Geschichte mit unseren Kolonien nicht mehr recht vorwärts gehen. Unsere Truppen erhalten doch bedenklich viel Niederlagen. Seitdem Wismann mit seinem tapferen Dummler nicht mehr „stirmt“, werden die Schwarzen und Araber täglich frecher. Und erst wie ist's dem armen Emin Pascha gegangen! Lange hatte man gar keine Nachricht mehr von ihm. Man wußte nicht, nach welcher Himmelsrichtung er gezogen sei. Nun aber ist sichere Kunde vorhanden, daß der große Gelehrte, Forscher und Held von den Arabern getöbet und von den Schwarzen, denen doch seines Lebens heiße Arbeit galt, aufgefressen wurde. Ehre diesem edlen Mann!

Auch unsere Marine hat, allerdings ohne ihre Schuld, schweres Unglück gehabt. Am 2. August entzündete sich auf dem Kriegsschiff „Baden“ eine Kartusche, wodurch 2 Offiziere und 7 Mann getöbet, viele verwundet wurden. Noch schrecklicher war am 16. Februar das Unglück auf der „Brandenburg“. Indem ein Dampfrohr platzte, drang der heiße Wasserdampf in die Räumlichkeiten des Schiffes ein und tötete sofort 39 Menschen. Ja, es ist ein gefährliches Ding um unsere verwickelten, künstlichen Kriegsmaschinen!

Item, es hätte dieser Unglücksfälle gar nicht bedurft, so wäre die Jahreszahl 1893/94 doch vielen recht fest im Gedächtnis hängen geblieben. Obgleich Wein und Getreide sehr gut geraten sind, ist es ein halbes Fehljahr gewesen. Es gab fast in allen Gegenden Deutschlands wenig oder kein Futter. In der Rheinebene brauchte man zum Mähen die Sense nicht, denn es stand nichts da als verbrannte Stoppeln. Die Hitze und Dürre hatte das Mähen und Heimthun unentgeltlich besorgt. Da gab's denn große Not! Das Heu erreichte stellenweise einen Preis von 8—10 Mark per Zentner. Je mehr die Händler lachten, desto mehr lamentierten die armen Bauern. Ungeheuer viel Vieh mußte um Spottpreise verkauft oder sogar geschlachtet werden. Was übrig blieb, durste seinen Magen auf Strohfutter einrichten. Es gab in den Ställen viele Fasttage, die in keinem Kalender standen. Wenn wir in Deutschland Kamele hätten, würde es für manches Stück eine Kleinigkeit gewesen sein, durch ein Nabellöhr zu geben, womit allerdings nicht gesagt sein soll, daß dann die Reichen, welche an dem Heuwucher ihr Geld verdient haben, in den Himmel kommen. Mancher solide Bauer wurde zum Schuldenmachen gezwungen, mancher, der wadlig stand, ist umgefallen. Zwar gewährten die Regierungen allerlei Hilfe, aber es ist nicht genug. Aus sehr vielen Gegenden, auch in Baden, wird geklagt über die unbarmherzige Härte der Forstbeamten,

welche sogar jetzt, wo doch der Bauer bis an die Ohren im Unglück steckte, die Preise für Laubstreu aus den Staatswäldern möglichst hinaufschraubten. Doch sind diese Fälle nur als Ausnahmen vorgekommen, das will der Hinkende gern anerkennen. Aber man hätte das Laub im allgemeinen noch billiger, meinerwegen ganz umsonst hergeben können. Der Verlust von einigen Millionen im Staatsäckel sollte nicht in Betracht kommen, wenn es sich um Erhaltung des Mittelstandes handelt. Sonst ist man doch nicht so sparsam? Wie? Wenn die Bauern nicht unendlich mehr Fleiß, Sparsamkeit, Zähigkeit, Gottvertrauen, Zufriedenheit hätten, wenn sie nicht tüchtiger wären wie jeder andere Stand, so hätten sie diese schwere Not nicht so tapfer durchgemacht. Die Hand her, ihr treuen Menschen! Nur unverzagt und Gott vertraut, es wird auch bei euch wieder besser kommen!

Allerdings hat man es auch sonst gespürt, daß das Geld rar ist. Denn wo ein Glied leidet, da leiden alle Glieder mit. Die Arbeitslosigkeit in den Städten war wieder recht groß, was die Herren in der Stadt allerdings noch nicht veranlaßt, auf dem Land zu arbeiten, wo man bald trotz unheimlicher Löhne weber Knecht noch Magd mehr bekommt. Besonders die weiblichen Dienstboten sind auf dem Lande sehr selten. Warum? Weil es in Tiefenbrunn und Hohensachsen keine Dragoner und keine billigen Konzerte giebt. In der Stadt aber treten die Arbeiter einander die Füße ab. In Berlin wurde einmal eine Schreiberstelle ausgeschrieben mit einem Lohn von 50 Mark monatlich. Wer meldete sich? 216 Personen, darunter 11 frühere Offiziere, 7 ehemalige Studenten (4 Philologen, 2 Juristen, 1 Mediziner), 123 Kaufleute, 75 Schreiber. Jetzt kann man sich einen Begriff bilden!

Nun noch etwas zum Schluß, was dem Hinkenden wie dem geneigten Leser Freude macht. Unser Kaiser Wilhelm hielt im vorigen Jahre Kaisermandöver im Elsaß ab, und zwar, was das Wichtigste daran ist, in Begleitung des Kronprinzen von Italien. Was das den Franzosen in die Glieder fuhr! Sie waren ganz starr vor Schrecken. Sie hätten weinen mögen! Der Kronprinz von Italien in Metz und Straßburg! Italien erklärt sich also feierlich einverstanden mit dem Raub des geheiligten französischen Bodens durch die wilden Teutonen. Wahrlich, die Welt ist tief gesunken, am meisten dies unbanbare Italien, dem Frankreich sogar schon einmal die Ehre erwiesen hatte, es französisch zu machen. Frankreich verhüllt ihr Antlitz über die ge-

junkene Schwester. Allein der gesunkene italienische Kronprinz wurde weder durch den Blitz getroffen, noch mit Ausatz geschlagen, sondern zog munter durch die Rheinprovinz, Elsaß, nach Karlsruhe, immer an der Seite des Kaisers. In Karlsruhe ritt er mit dem erlauchten Freunde an der Spitze der Fahnenkompagnie in die Stadt ein. Alsdann ging er wieder ruhig und befriedigt in sein Land. Der Kaiser aber begab sich weiter zu den Manövern nach Stuttgart, dann nach Sachsen, dann nach Güns in Osterreich. Und hier in Güns hat er etwas gethan, wodurch ein freudiges Aufhorchen geschah durch die ganze Welt hin, ein hoffnungsvolles Klopfen in jeder deutschen Brust: Er gab seit langer Zeit zum erstenmale wieder dem alten Helden von Friedrichsruhe ein öffentliches Zeichen seiner Teilnahme und Freundschaft. Er drückte telegraphisch sein

Bedauern über die schwere Erkrankung des Fürsten Bismarck in Kissingen aus und bot ihm zur Wiedergenesung den Aufenthalt auf einem seiner Schlösser an. Damit hatte der Kaiser von seiner Seite aus nach der langen, eifigen Entfremdung zuerst wieder die Hand gereicht. Das soll ihm unvergessen bleiben, um so mehr, als dem jungen, stolzen Monarchen dieser Schritt nicht wenig schwer geworden ist. Vielleicht ist der Aufenthalt in Karlsruhe, sowie die Einwirkung des Königs von Sachsen und des Kaisers von Osterreich nicht ganz ohne Einfluß gewesen. Jedenfalls hat der Kaiser am 20. September 1893 etwas gethan, was jedes deutsche Herz erquickte. Dem ersten Schritt folgte der zweite. Im Januar lud der Kaiser den alten Fürsten zu seinem Geburtstag nach Berlin ein, indem er ihm zugleich eine Flasche alten Weines schickte, samt Glückwunsch zur Genesung. So geschah es denn, daß der alte Kanzler zum erstenmal seit langer Zeit — wie lang ist sie unserem Volke geworden — nach Berlin zurückkehrte, nicht als ein Geächteter und Gemiedener, sondern wie ein König und als ein Freund des Kaisers. Der Empfang war äußerlich so, wie ihn ein regierender Fürst erhält; aber innerlich, in den Herzen der Bevölkerung, da jubelte es, als ob der Vater des Vaterlandes käme, was ja allerdings auch der Fall war. Der Kaiser that alles, was die Feierlichkeit des Empfangs erhöhen konnte. Prinz Heinrich empfing den Fürsten am Bahnhof, Kürassiere begleiteten den Galawagen, der Kaiser umarmte und küßte den Fürsten, die Könige von Württemberg und von Sachsen machten ihm ihre Besuche. Unser Großherzog, der wegen Er-



Nun, lieb Vaterland, magst ruhig sein.

frankung der Großherzogin nicht in Berlin sein konnte, ließ den Fürsten durch seinen Gefandten begrüßen. Ganz Berlin war beslaggt, und als der Kaiser durch die festlich gestimmte Menge ritt, wurde er begrüßt wie noch selten; ein Zeichen, daß die Versöhnung zwischen den zwei Gewaltigen dem Volke ein tiefes Bedürfnis war. Natürlich manchem war es bei der Versöhnung auch nicht ganz wohl; mancher hatte einst, obwohl vom alten Kanzler zum großen Herrn gemacht, trotzdem den alten verlassen, als der neue Kanzler einzog, ja sogar noch gegen den alten beim Neuen Kurs gehetzt. Jetzt mag ihn das zornig blitzende Adlerauge des Fürsten getroffen haben wie ein verzehrendes Feuer, daß sich der Treulose am liebsten in ein Mausloch verkrochen hätte. — Später erwiderte der Kaiser den Besuch des Fürsten in Friedrichruhe. Alle Welt jubelte dem alten Kanzler zu diesem Besuche zu; und erst an Bismarcks Geburtstag war des Gratulirens kein Ende. Der Kaiser sowie fast sämtliche deutschen Fürsten sandten ihre Glückwünsche. Der Kaiser schenkte dem Kanzler einen prachtvollen Kürass. Auch sonst wurde der Bismarcktag überall festlicher als je begangen. Aus Süddeutschland machte sich sogar eine Schar von 14 resoluten Damen auf, tuschelte nach Friedrichruh und überbrachte eine herrliche Glückwunschadresse mit mehr als 100000 Unterschriften nebst 400 Flaschen allerbesten Rhein- und Pfalzweine. Der Alte hat aber auch geschmunzelt, als die vielen Frauenzimmer angerückt kamen und die Glückwunschadresse aus einer mächtigen Kiste auspackten, denn das war ihm in seinem abwechslungsreichen Leben doch noch nie passiert. Er hielt ihnen eine schöne Rede und gab jeder einen kräftigen Schmatz, wobei seine Frau lachend zusah. Nun, lieb Vaterland, magst ruhig sein! Du wirst jetzt wenigstens das nicht erleben, was du mit Bangen gefürchtet hast, daß der Schöpfer des Deutschen Reiches im Unfrieden mit des Reiches Oberhaupt dahinführt. Deutsches Volk, sei ihm dankbar, so sehr du vermagst, denn du kannst ihn in diesem Leben nicht mehr lange ehren, den größten Volksmann, den du seit den Tagen der Reformation und seit dem gewaltigen Martin Luther gesehen hast!

Soviel vom Deutschen Reiche überhaupt. Von den Einzelstaaten nehmen wir zuerst wieder den, der uns am nächsten steht.

Baden.

Unser Landtag, auf den wir alles Recht haben, stolz zu sein, und der auch die bewundernde Teilnahme anderer Leute herausfordert, erlebte seine Arbeiten in der gewohnten blitzartigen Geschwindigkeit. Er war so arbeitsfreudig, daß er sogar tagelang über Dinge verhandelte, die ihn gar nichts angehen, z. B. die Reichssteuer. Auch das muß man fröhlich anerkennen, daß die Verhandlungen, im Gegensatz zu denen anderer Parlamente, nicht immer in der so abschreckenden trockenen Tonart verliefen, sondern in wohlthuender Frische und Lebendigkeit, also daß die Zuhörerinnen auf der Galerie immer eine fesselnde, Herz und Geist bereichernde Unterhaltung fanden. Oft durchzog die Würze ebenso anmutigen wie gesunden Humors die Räume des hohen Hauses, was um so mehr zu loben ist, als solche liebliche Scherzreden manchmal gerade zwischen politischen Gegnern gewechselt wurden. Man übte sich sogar in der Poesie, indem man gegenseitig anmutige Reime auf den Namen des Widerparts erfann. So reimte z. B. Herr Musser rüd (ruppig, roh) auf den Namen des Abg. Rüd. Dieser antwortete, indem er Musser und Schmusser zusammenreimte, welcher Reim ja auch nahe

liegt. Später neckte Herr Musser den Gegner damit, daß er behauptete, Herr Rüd könne nicht tanzen. Dieser aber bestritt diesen Vorwurf, und wenig fehlte, so hätte er seinen Freund Wacker zu einem Tänzchen aufgefordert und unter atemloser Spannung des hohen Hauses einen lustigen Reigen aufgeführt. Auf diese Weise brachte man die Tage ebenso angenehm wie nützlich dahin. Manchmal allerdings wurde das Gespräch auch hitzig, aber die Hitze war deshalb unschädlich, weil man diese Dinge schon gewohnt ist. Wenn z. B. Herr Wacker, wie es dessen alte Gewohnheit mit sich bringt, über das liberale Ministerium, Amtsverklünder und Oberamtänner Losfuhr, so wußte man schon im voraus, daß die liberalen Führer diese Dinge ebenso feurig verteidigen würden. Der umgekehrt: die Liberalen, wenn ihnen etwas nicht gefiel, schoben die Schuld den Schwarzen zu, worauf Wacker die Pastete wieder den Liberalen zurückgab. Hatte Kiefer geredet, so redete auch Fieser. Nach diesem kam Wacker mit seinen Knüppelreden, zuletzt konnte auch der Sozialdemokrat nicht mehr das Wasser halten. Schlag und Gegenschlag geschah also jedesmal mit verblichener Regelmäßigkeit, genau wie die Schläge dreier geliebten Drescher: Klapp Klapp Klapp, Klapp Klapp Klapp, bis die Garben ausgedroschen waren. Dabei mag's hin und wieder auch passiert sein, daß man Stroh für Frucht ansah und auf leeres Stroh einen Eifer verwandte, der eines besseren Materials würdig gewesen wäre. Indessen macht auch die peinliche Gründlichkeit beim Dreschen minderwertiger Ware einen guten Eindruck. Wenn einen Abgeordneten dabei ein maulkorbloser Hund erschreckt, so hat er die Pflicht, diesen gefährlichen Unfug dem hohen Hause vorzulegen; und wenn dies geschieht, so müssen um der Gründlichkeit willen auch andere nach bestem Wissen und Gewissen ihre Beiträge zu diesem Hundethema spenden. Jedensfalls haben wir für das Geld, welches der Landtag kostet, recht angenehme Unterhaltung gehabt. Mögen sich andere hohe Parlamente an dem unsrigen ein Exempel nehmen! Noch mag erwähnt sein, daß die Kommission für die Ordensfrage auf Antrag des Abg. Rüd die Zulassung der Mönche beschloß. Was will man mehr? Die Ultramontanen behaupten, sie brauchen die Orden zur Bekämpfung der Sozialdemokratie, und siehe da, der sozialistische Abg. Rüd, dessen Edelmut keine Grenzen kennt, beantragt selbst die Rückberufung der heiligen Väter. Mehr kann man an gegenseitiger Ritterlichkeit nicht verlangen. Angstliche Gemüter befürchten allerdings, durch diese höchst merkwürdige Thatsache könnten manche Regierungen zu der Erkenntnis kommen, die katholische Kirche sei doch nicht das feste Bollwerk gegen die Sozialdemokratie, für das sie sich ausgiebt, da ja die Sozialisten es für ihre Sache vorteilhaft halten, wenn diese Haupteinrichtung der katholischen Kirche, die Mönche, wieder zurückkehren; man könnte fürchten, manche regierenden Kreise kämen zu der irrigen Ansicht, die Heterodoxen der Priester und Mönche kämen nur der Sozialdemokratie zugute. Allein von manchen Regierungen ist solche Verirrung nicht zu befürchten. Obgleich sie an den Schwarzen nichts als Feindschaft und Undank ernten, geben sie ihnen dennoch Finger um Finger hin. Und da sage einer, in der Politik gäbe es keinen Edelmut mehr! Solchen Edelmut wissen die Schwarzen zwar nicht zu erwidern, aber doch gründlich auszunutzen. Der Hin- und Hergehende will nur eines erwähnen: die Ultramontanen haben die Erlaubnis erhalten, Knabenfeminare und Konvikte zu errichten. In diesen Konvikten, die sich stets

mehren, werden begabte, arme Wälderbüblein unentgeltlich versorgt und zum Besuch des Gymnasiums gebracht. Die Begabtesten unter ihnen liest man dann heraus; diese müssen studieren und werden später entweder Ärzte und Spitalvorsteher, oder Richter, oder Beamte, Professoren, oder Priester. Als Ärzte werden sie die barmherzigen Schwestern überallhin bringen, als Professoren ultramontane Geschichte lehren, als Richter oder als Advokaten in die Parlamente einziehen, als Priester das Volk bearbeiten u. s. f., von unten an bis oben hinauf, alle helfen einander und bleiben der Kirche, die ihnen Vater und Mutter war und viel Geld auf sie verwendete, treu ergeben. So werden sie, wenn auch an den Spitzen der Regierung liberale Männer stehen, doch im stillen das Land beherrschen und ultramontan regieren, wie es in manchen Verwaltungszweigen jetzt schon geschieht. Armes Land, dem solche Zukunft blüht! Freilich, es ist schon vorgekommen, daß so einem armen Waldsepplein später auch die Augen aufgingen.

Bayern

wurde die Politik in recht anmutiger Weise getrieben. Die Reichstagswahlen brachten durch den Kampf zwischen dem biederem Dr. Sigl und seinen früheren Freunden, den Ultramontanen, interessante Neuheiten. Die bayerischen Ultramontanen nämlich sind dem verben Doktor viel zu preußisch, weshalb er sie bitterlich befehdete. Darob gerieten sie in berechtigten Zorn und sie nannten ihn auf bayerisch urwüchsige Art mit seltsamen Rosenamen, wie z. B. Hundsgesicht. Dr. Sigl aber ist auch nicht aufs Maul gefallen und titulierte sie Lausbuben u. dgl. So wird heutzutage die Politik gemacht. Ubrigens haben auch im neuen bayerischen Landtage die adligen Centrumsführer den schwarzen Demokraten das Feld räumen müssen, denn auch die Bauernbündler sind schwarz. Geschieht euch recht. — Sehr viel Aufsehen und noch mehr Aufschneiden hat in der ganzen Welt die Verheiratung der bayerischen Prinzessin Elisabeth mit einem Lieutenant, Frhr. v. Seefried, verursacht. Die Prinzessin lernte den hübschen Lieutenant auf einem Ball kennen, verliebte sich in ihn und setzte ihren Kopf durch. Sie kriegten sich, obgleich die hohen bayerischen Verwandten dagegen waren. Nach allem, was man hört, hat Kaiser Franz Joseph, der Großvater der Prinzessin, dabei den Ausschlag gegeben zugunsten der Liebenden. Er hat damit die allgemeine Verehrung der ganzen Welt vor seinem menschlich überaus edlen Charakter aufs neue gesteigert. Allerdings mußte er ja selbst in seinem Hause erfahren, zu welchen Dingen fürstliche Standesheiraten führen können. Aufs neue ist dadurch die Teilnahme mit dem herben Schicksal des edlen greisen Monarchen überall erwacht.

Württemberg.

Lache nur keiner mehr über die Schwaben! Sie sind gescheiter als wir alle. Sie haben, was Erleichterung des allgemeinen Verkehrs angeht, den großen Stephan weit dahinten gelassen. Nachdem sie bereits die Eisenbahnfahrten überraschend billig und bequem gemacht hatten, setzten sie auch die Postporti wesentlich herunter. Nacht's nach!

Sachsen

feierte das 50jährige Militärjubiläum seines hochverehrten Königs, woran auch der Kaiser teilnahm. König Albert hat sich im französischen Kriege unergängliche Vorbeeren errungen. Kein geringerer als Moltke nannte ihn einen wahren Feldherrn, mit welchem Lob der große Schweiger sonst recht sparsam war. Möge der tapfere König, der treue Freund und Berater des deutschen Kaisers, noch lange an der Spitze seines ruhmreichen Heeres stehen!

Hessen

hat am 19. April eine Großherzogin erhalten, indem Großherzog Ernst Ludwig sich mit seiner Base Prinzessin Viktoria von Sachsen-Koburg-Gotha vermählte. Auch der Hinkende stellt sich unter die Glückwünschen. — Dagegen hat

Koburg

in der Nacht vom 23. auf den 24. August seinen Herzog Ernst verloren. Dieser merkwürdige Mann spielte einst in Deutschland eine große Rolle als Haupt des Nationalvereins, indem er auf den Schützen- und Sängerefesten erschien und die Liebe und Sehnsucht nach einem geeinten deutschen Vaterland waderschüren half. Auch als Komponist soll er hervorragend gewesen sein. Er war ein vertrauter Freund des alten Kaisers Wilhelm. Sein Nachfolger ist Herzog Alfred von Coburg, englischer Prinz, Sohn des Bruders des verstorbenen Herzogs, des Prinzgemahls der Königin Viktoria; also ein Bruder der Kaiserin Friedrich und Onkel des Kaisers Wilhelm. Trotz dieser hohen Verwandtschaft ist der neue Herzog übrigens nicht sehr freudig empfangen worden, weil er eben kein Deutscher ist. Wie sollte es denn einmal werden, wenn ein Oesterreicher oder gar ein Russe einen deutschen Thron erben würde? Das wäre ja nicht einmal unmöglich! Zwar hat der deutsche Reichstangler im Reichstag die Erklärung abgegeben, der neue Herzog sei ein deutscher Fürst, also auch ein Deutscher. Allein der englische Ministerpräsident Gladstone sagte im englischen Parlament ungefähr das Gegenteil, nämlich es sei für England vorteilhaft, wenn der Herzog keine Beziehungen zu dem Inselreich nicht ganz aufgäbe. Wie reimt sich das zusammen?

Damit wäre so ziemlich das gesagt, was der Hinkende für nötig hält, dem geneigten Leser über die deutschen Vaterländer mitzuteilen. Es fehlt allerdings ganz entschieden an Stoff. Daher, damit ein freundlicher Leser nicht Langeweile empfindet, will ihn der Hinkende sofort dahin führen, wo es Stoff mehr als genug giebt, nach

Frankreich.

O ihr guten Franzosen! Eigentlich sollte euch der Hinkende nichts zuleide thun, denn ihr seid seine besten Freunde. Ohne euch könnte er keinen Kalender schreiben, denn wie sollte er die Seiten der Weltbegebenheiten füllen, wenn er nicht in euren Dummheiten ein unerschöpfliches Material stets zur Hand hätte! Schon aus diesem Grunde ist die Existenz Frankreichs eine europäische Notwendigkeit. Und was nun 1893 angeht, so



Herzog Alfred von Sachsen-Koburg-Gotha.

ist da in Frankreich der Wein nicht schlechter geraten als die Thorenheiten. Fangen wir an mit dem Studentenratwahl in Paris. Nämlich im Sommer 1893 hielten die lieberlichen Studenten zweimal einen sogenannten Künstlerball ab. Auf dem Ball aber war nichts Künstlerisches, sondern eher zuviel Natürliches zu sehen, indem nämlich die „Damen“ sozusagen nackt erschienen. Die Polizei mußte natürlich um die Sache, that aber nichts dagegen. Die Presse, „des Volkes Stimme“, war voll Lob über die gelungenen „Bälle“. Nun kommt da ein alter Narr — in den Augen der Franzosen ein Narr —, findet solche Bälle unanständig und hegt die Polizei dahinter. Senator Verenger hieß der Mann. Sofort fiel die gesamte Presse über den alten Querkopf her und spottete ihn aus, daß kein Hund mehr einen Bissen Brot von ihm genommen hätte. Die Studenten, nicht zufrieden damit, rotten sich zusammen, bringen dem Senator eine Kagenmüll und schmeißen ihm die Fenster ein. Die Polizei erscheint und wird durchgeprügelt. Ganz Paris ergreift die Partei der Studenten, eine regelrechte Schlacht beginnt und ein Commis wird getötet. Die Stadt Paris will den Märtyrer der Freiheit feierlich auf ihre Kosten begraben, die Polizei wird geprügelt, wo sie sich sehen läßt, 40 Polizisten werden verwundet, der Polizeipräsident wird mit einer Kagenmüll beehrt, die Schilderhäuser zc. werden verbrannt, beinahe das Kammergebäude gestürmt. Schließlich als man hörte, die Leiche des gemordeten Commis solle, den Parisern zum Spott, durch die Polizei aus der Stadt fortgeschafft werden, bauen die Pariser lustig Barrikaden wie in der schönsten Revolution.

Endlich ermannt sich die Polizei, geht thatkräftig gegen die Galunken vor — und sie reißen aus, als ob sie die Sohlen wegshlentern wollten. Die Revolution ist zu Ende, die Leiche findet unter Protest des Pariser Stadtrats ihren Weg aus den Mauern von Paris in die Heimat des Getöteten. Aber der Polizeipräsident Lozé mußte seine Entlassung nehmen. Das ist ein Stücklein. Nun kommt das zweite. — Bekanntlich hatte der Panamaprozess dem Lande entfällt, daß die Herren Abgeordneten und Zeitungsmänner samt Ministern sozusagen Spitzbuben seien. Nun fand aber eine Neuwahl statt, und nach allen Regeln der Kunst sollte man erwarten, daß nach der allgemeinen Panamarentlastung die Schurken draußen bleiben würden. Oh! Weit gefehlt! Sie kamen alle wieder, ja sie erhielten sogar die Mehrheit! Verschwunden sind nur die, welche den Panamashwindel aufdeckten! Sogar Daniel Wilson, der Ergazanner, meldete sich an als gewählt, und die Panamisten hatten den Mut, zu sagen, er passe nicht zu ihnen. Schaut her, ihr Herren Freisinnigen! Ihr meint oder wollt uns wenigstens weis machen, der Parlamentarismus, d. h. die unumschränkte Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts, trage für alle Schäden auch die Heilmittel in sich. Nein, sondern

der Parlamentarismus ist nichts als die Herrschaft des Geldes, des Reichthums oder Proletariats, welche die Wahlen und damit die Regierungen machen. Daher sagt der Hinkende: Parlament nicht ohne ein starkes Fürstentum, und Fürstentum nicht ohne Parlament, oder es führt zu gefährlichen Abwegen. Jedes ohne das andere ist vom Ubel —. Dieses war der zweite Streich, doch der dritte folgt sogleich. Der geneigte Leser, insofern er mit Verstand und Aufmerken den Hinkenden gelesen hat, weiß, daß die Franzosen den Russen einen Besuch in Kronstadt gemacht haben und daß dort zwischen beiden Nationen Brüderschaft getrunken wurde. Nun haben die Russen den Besuch den Freunde in Frankreich erwidert, indem ein russisches Geschwader in Toulon landete. Von Stund an, wo dies bekannt wurde, thaten alle Franzosen einen großen Schnapper hinüber, und es war mit aller Vernunft vorbei. Der Mensch hat im allgemeinen die Augen zum Sehen und Ohren zum Hören, aber die Franzosen hörten und sahen nicht mehr. Denn sonst hätten sie gemerkt, daß der Kaiser von Rußland seinen Seelenten hart einschärfte, ja keine Dummheiten zu machen.

Ja er ließ durch seine Zeitungen die Franzosen ermahnen, ruhig und anständig zu sein und niemand zu reizen. Er befahl sogar, daß die Matrosen nicht nach Paris kommen dürften, und ernannte zum Befehlshaber des Geschwaders einen Admiral, der möglichst wenig französisch sprechen konnte, damit er nicht im Redefluss sich zu weit hinreißen ließ. Es war nicht deutlicher zu sagen, als es der Czar sagte, daß Rußland zur Zeit absolut nichts zu thun habe mit den französischen Nachegelüsten. Allein predige einer einem Narrenhaus! Als die Russen ankamen, wurden sie beinahe erdrückt von Umarmungen, ersäuft in Champagner, erstickt durch unzählige Mahlzeiten. Man schleifte die Unglücklichen von Bankett zu Bankett, von Theater zu Theater. Deroulette, der närrische Dichter, verübte ein Gedicht, worin die Deutschen als Hyänen und Hunde bezeichnet wurden. Madame Adam — Eva sollte sie heißen, weil sie Männer zu Dummheiten verleitete — sammelte 2800 Armbänder für die russischen Matrosen. In Lourdes wurden heiße Gebete zur Mutter Gottes getendet, damit Rußland in den Schoß der römischen Kirche zurückkehre. Auch der heilige Vater spendete seinen Segen zur Brüderschaft. Ein alter Russe, ein 106jähriger Urgreis, der in einem Pariser Spital sein Leben freistete, starb vor Freude. Sogar die Gymnasialten vergaßen der Verba auf mi und schickten Verbrüderungstelegramme an ihre russischen Kollegen. Der Bischof von Frejus brach in Thränen aus, als er auf die edlen Gäste den Verbrüderungstrinkpruch ausbrachte. Als die russischen Offiziere mit dem Schnellzug über eine Brücke fuhren, sah ein altes Weib auf dem Brückengeländer, russische Fahnen schwingend. Im Augenblick, wo der Zug die Brücke passierte, wickelte



Als die Russen ankamen, wurden sie beinahe erdrückt von Umarmungen.

sich die Alte in die russischen Fahnen und sprang hinab in den Strom, indem sie schrie: „Sie sehen und sterben!“ Man fachte sie auf und fand, daß ihre Unterrocke nebst Hemd nur aus Tuch in russischen Farben bestand. Da sie aber offenbar keine dreifarbigigen Strümpfe besaß, trug sie deren drei an jedem Bein, einen blauen, einen weißen und einen roten.

Genug, der Hinkende muß ausruhen, der Leser auch, sonst werden beide verrückt, denn Wahnsinn ist ansteckend. Was war der Erfolg der Komödie? Die Russen amüsierten sich göttlich oder vielmehr russisch. Es war ihnen offenbar ganz behaglich, wenn hübsche französische Damen sich um einen Kuß der Russen stritten. Admiral Avelane trug Geschenke im Wert von 3 Millionen Franken davon. Und dann lachte sich der Czar ins Häuschen. Die Russen haben nämlich seit 1888 fünf Milliarden Franken in Frankreich aufgenommen, genau soviel, wie die Deutschen 1871 Kriegsschädigung erhielten, und es hat den Russen keinen Tropfen Blut gekostet. Und während die Franzosen jubilierten, traf der Czar mit dem Herzog von Orleans in Kopenhagen recht gemüthlich zusammen, wobei er erklärte, er wünsche nichts sehnlicher als die Wiederherstellung des Königtums in Frankreich! Aber wie steht es denn mit dem wirklichen russisch-französischen Bündnis? Antwort: Keine Antwort, welche zwar auch eine ist. Die Russen kamen, die Franzosen gingen, und es blieb beim alten, nämlich bei nichts. Im Frühjahr 1894 wußte Präsident Carnot hierüber noch so wenig als der Hinkende in Lafr. Denn es ist bekannt geworden, daß er auf Umwegen, hinter dem Rücken des auswärtigen Amtes, durch Vermittlung der dänischen Prinzessin Waldemar, beim Czaren vertraulich anfragen ließ, wie denn nun die Geschichte eigentlich stünde, ob Rußland wenigstens für den Fall ein Bündnis schließen wolle, wenn Frankreich angegriffen würde? Demnach war der ganze Zweck der Komödie, ein Bündnis gegen den Dreibund, d. h. gegen Deutschland, zu schmieden, ins Wasser oder in den Champagner gefallen. Macht nichts! Die Franzosen schwärmen weiter für das heilige Rußland. Wenn sich ein Russe in Paris zeigt, wird er gefeiert gleichwie ein Engel, der vom Himmel kommt. Und wenn in einer Gesellschaft zu Paris eine Büchse mit russischen Sardinien geöffnet wird, so erhebt sich alles von den Sitzen, man schreit: Es lebe der Czar, man singt den russischen Nationalgesang und weint Thränen der Rührung. Die wenigen Vernünftigen, welche das Schweifwedeln des Freistaates vor dem russischen Despotenreich unpassend finden, werden durch den süßen Pöbel eingeschüchtert, daß sie gerne schweigen.

Dieses war der dritte Streich, doch der letzte kommt sogleich. Dieser letzte Streich ist das Dynamit: nämlich Frankreich ist ein gut katholisches Land, wenigstens mit Mönchen reich gesegnet, auch mit Jesuiten, den Rettern der Gesellschaft vor der Umstürzelei des Sozialismus. Jedemoch gerade in den gut katholischen und weltlichen Ländern will das Dynamit nicht kalt werden. Vergleiche das katholische Frankreich, das Land der Jungfrau von Lourdes. Am 15. November plagte eine Bombe vor der Wohnung des kommandierenden Generals in Marseille. Und nun, o schauerhaft! Giebt es etwas Heiligeres für eine Republik als die Volksvertretung? Zwar der Hinkende möchte alles in der Welt eher sein als die französische Kammer. Kommt da zuerst der Boulanger und nennt die Herren der Kammer Räuber, Kindererschänder, Spießbuben. Sodann, was noch schlimmer ist, sie zeigen im Panamastandal, daß sie

wirklich Spießbuben sind. Endlich wirft kurz vor Weihnachten 1893 ein Anarchist eine Bombe in den Sitzungssaal, die ganze Gesellschaft zu einer Luftreise einladend. Der Anschlag ist allerdings mißglückt, so daß den Abgeordneten nur etliche Schuhnägel an die Köpfe flogen. Folge: die französischen Zeitungen sind sehr gefühllos gegen den Mörder, der übrigens mehrmals als Dieb verurteilt wurde, Frau und Kinder sitzen ließ und mit einem fremden Weibsbild in der Welt umherzog. Die Spalten der Presse waren gefüllt mit dem, was der Held that, aß und trank, dachte und sagte, die vornehmsten Damen rissen sich um seine Tochter; man hätte ihn noch als Helden gefeiert, wenn er nicht rasch geköpft worden wäre. Das aber wirkt auch ansteckend. Bekanntlich giebt es für den Franzosen kein seligeres Gefühl als zu wissen, daß die Welt von ihm spricht. Flugs wollte ein anderer berüchtigt werden und er warf eine Bombe unter eine harmlose Wirtschaftsgesellschaft. Wieder einer suchte die Madeleinekirche heim, verfehlte aber seinen Zweck, indem die Bombe zu frühzeitig platzte und nur ihm den Bauch aufriß. Ein anderer warf Anfang April wieder eine Bombe in eine Wirtschaft, verwundete aber niemand sonderlich als einen verrückten armen Teufel von anarchisistischem Dichter; dieser Federhieb benahm sich übrigens im Spital so läppisch, feig und wehleidig, daß man gar nicht begreift, wie solch ein Mensch Gedichte von sich absondern mag, in denen die Bürgerrotte haufenweise abgeschlachtet wird. Also geschehen im katholischen Frankreich, der ersten Tochter des Staates und der Gesellschaft. Nun, da wir doch einmal an dieser erbaulichen Betrachtung sind, wollen wir sie gleich fortsetzen in der Rubrik

Spanien.

Dieses gut katholische Land besißt unter andern Merkwürdigkeiten auch eine geheime Verbindung, die „schwarze Hand“, eine Anarchistengesellschaft. Diese Leute waren bekanntlich so frech, daß sie offen ganze Städte überfielen und brandschatzten. Unter den vielen Dynamitstücken, die sie verübten, seien nur folgende erwähnt: das auf den Marshall Martinez Campos während einer Parade, das aber nur das Pferd des Marshalls tötete; ferner das im Theater zu Barcelona, welches 50 Tote und Vermundete kostete. Spanien ist übrigens auch sonst ein glückliches Land: Unter 18 Millionen Einwohnern sind 9 Millionen ohne Beschäftigung, d. h. sie leben von Geld, Raub, Möncherei oder Luft. Es giebt 64000 Pensionierte, 97000 Beamte, die gleichfalls nichts thun. 91000 bilden die ehrenwerte Junft der Bettler, die einen besonderen Schutzheiligen haben. Die Bettler sollen übrigens die fleißigsten Leute in ganz Spanien sein. Es giebt ferner 20500 Ärzte, und über Spanien muß ein kräftiger Schutzpatron wachen, denn der Gesundheitszustand ist trotzdem befriedigend. Zu alledem haben die Spanier noch einen — glücklichen Krieg geführt gegen die Ungläubigen, die verzweifeltsten Risspiraten von Marokko. Nachdem die Spanier zuerst jämmerlich geschlagen worden und sogar einen General verloren, schickten sie ein paar Armeecorps nach Melilla, die aber nichts thaten, und eroberten das Versprechen von 20 Millionen Pesetas Kriegskosten. — ob sie etwas kriegen, ist eine andere Frage. — Die spanische Stadt Santander wurde von einem furchtbaren Unglück heimgesucht. Im Hafen fing ein Schiff an zu brennen, und alles, was Deine hatte, vom General und Bür-

germeister bis zum Schuljungen, rannte herbei, um den Brand zu löschen oder anzugaffen. Da geschah ein furchtbarer Knall und in die Höhe flogen 18 Kisten Dynamit. Menschen, Häuser und Eisenbahnzüge, alles in die Luft! Was beim Hafen noch von Häusern stand, brannte hell auf. Niemand löschte, denn Feuerwehr samt Behörden war getötet, der Telegraph, der um Hilfe rufen konnte, zerstört. Das Dynamit, welches explodierte, war geschmuggelt und deshalb, selbst als das Schiff schon brannte, wurde es verheimlicht! Dies ist einer der schwersten Unglücksfälle, die in neuerer Zeit passiert sind.

Italien,

unser Verbündeter, hat auch recht wunderbare Sachen erlebt. Da hat die Banca Romana etwa 60 Millionen Franken veruntreut, indem falsche Banknoten ausgegeben wurden. Und das wäre noch nicht das Schlimmste! Aber daß, wie bei Panama, also auch hier die Zeitungsschreiber, die Minister, die Abgeordneten, die Senatoren, die Richter Geld erhielten, damit sie zu dem großen Schwindel still seien, das ist böß.

Auch der Ministerpräsident Giolitti war so wenig sauber, daß er schleunigst abdankte, angeblich um sich als einfacher Abgeordneter zu rechtfertigen. Man hat aber von dieser Rechtfertigung nie etwas gehört. Nachdem König Humbert lange vergeblich nach einem neuen Premierminister gesucht hatte, mußte er wieder den alten Crispi berufen. Dieser hat den lauren Posten angenommen und hofft, das italienische Staatschiff wieder flott machen zu können. Leicht war die Arbeit nicht, die seiner wartete. Denn gerade stand der Aufruhr auf Sicilien in schönster Blüte. Sicilien, diese an Natur so glückliche und reiche Insel, unter den Heiden und Sarazenen ein Paradies, ist unter den Christen und trotz der Mönche ein Hungerland geworden. Der gesamte Besitz befindet sich in den Händen weniger

Personen, die Arbeitslöhne, wovon die Mehrzahl der Bevölkerung leben muß, sind zu gering zum Leben und zu groß zum Sterben. Dazu werden die armen Teufel noch durch unmenschliche Steuern und Umlagen blutig geschöpft. So kam es denn nach langer Gärung nicht allein in Sicilien, sondern auch noch in andern Gegenden des Königreichs zu einem blutigen Aufstand. Nicht der hauptstädtische Pöbel, sondern der sparsame, fleißige Bauernstand empörte sich, und nicht gegen den König, — sie trugen sogar königliche Fahnen voran und schriekten: Hoch dem König! Sondern die Empörung galt dem grausamen Geldsack, der kein Mitleid und Erbarmen kennt, gegen den es in parlamentarischen Staaten keine Hilfe giebt. Ein Steuereinnahmer wurde mit Petroleum übergossen und angezündet, viele Steuereinnahmereien zerstört, Crispi versprach darauf Abhilfe der dringenden Ubelstände, aber was wird er erreichen? Die Herren, welche auf Sicilien die Bauern ausschinden, sitzen zugleich in der Kammer zu Rom! Was will da einer machen?

Zudem ist ziemlich bekannt, daß der Aufstand in

Sicilien noch Helfer hat, die nicht auf Sicilien wohnen. Die lieben Franzosen stecken dahinter. Sie lieferten Geld und Waffen. Man hoffte in Paris, der Aufstand würde dann von Sicilien nach dem Festland herübergreifen und das Königreich auseinandersprengen. Aber damit ist weiter nichts erreicht, als daß Italien wieder einmal entdeckte, wie ihm Frankreich gefintet ist. Dazu kam nun noch ein anderes, ganz haarsträubendes Stücklein der Franzosen. In der französischen Stadt Nigues-Mortes belamen italienische und französische Arbeiter Händel; plötzlich hieß es, ein Franzose sei getötet, und nun ging's über die armen Italiener her! Die Bevölkerung der Stadt, die Arbeiter, der ganze süße Pöbel machte eine förmliche Jagd auf die Flüchtigen und Wehrlosen. Man hetzte sie tagelang wie wilde Hunde durch die Straßen und schlug sie tot, wo man nur konnte. Auf diese Weise wurden 30 Italiener getötet, 150 schwer verwundet. Ein einziger millionenfacher Schrei der Entrüstung stieg aus Italien zum Himmel empor. Aber die Franzosen thaten, als ob sie gar nichts Uebles

gethan hätten! Man redete sogar noch von Übergriffen der Italiener, und als man endlich die Hauptmörder vor ein Schwurgericht stellte, wurden sie freigesprochen, unter Zustimmung der französischen Presse. Nun aber ging's los in Italien. Wenn nicht die Polizei gehörig eingeschritten wäre, hätte es bei dem heißblütigen Volk zu Gewaltthaten gegen die Franzosen kommen können. So mußte man sich begnügen, den französischen Diplomaten die Fenster einzuwerfen und Deutschland hochleben zu lassen. Der König von Italien antwortete den Franzosen durch Entsendung des Kronprinzen zu den elsässischen Manövern nach Deutschland, wo er am Sabbatag eintraf! Dies geschah in einem Augenblick, wo Italien heimlich mit Rußland wegen so eines Privatbündnisses hinter dem Rücken des Dreibundes verhandelt haben soll! Aber Nigues-Mortes hat alles Sonderbündeln

verreitet. Merke: der Franzose ist der höflichste Mensch von der Welt. Ist er aber aufgeregert, so wird er wild und grausam; hat er Blut gerochen, so ist er ein wildes Tier. Dann kommt die gallische Wildheit und Blutgier zum Vorschein. Vergleiche die Bartholomäusnacht, wo die katholischen ihre protestantischen Mitbürger tausendweise niedermetzten, vergleiche die Mordthaten der französischen Revolution vor 100 Jahren, vergleiche sämtliche Kriege, welche die Franzosen geführt haben in unserm Lande. Und dann, lieber Leser, male dir aus, wie diese Mordbanden haufen würden, wenn sie einmal bei uns wüthen dürften! Die italienische Kammer, welche allerdings im selben Spital krank ist wie die französische, hat auch ihr Attentat erlebt. Ein Anarchist wollte sie von außen in die Luft sprengen, aber sein Plan mißglückte. Arme Kammern!

Osterreich

laboriert immer weiter an der Czekennot. Im September mußte über Prag der Ausnahmezustand verhängt werden, weil die guten Böhmen es doch etwas



Crispi hofft, das italienische Staatschiff wieder flott machen zu können.

zu toll trieben, sogar an Kaisers Geburtstag die kaiserlichen Wappen etc. verhöhnten. Die Prager aber wollten sich die Unterdrückung nicht gefallen lassen. Vierhundert Personen kamen sofort trotz Polizei zusammen, feierten in begeisterten Worten ein Bündnis zwischen Böhmen und Franzosen und schickten Ergebenheitstelegramme an den Czaren. In Prag wurde ein deutscher Gymnast durch einen czechischen mit Messerstichen schwer verwundet, bloß weil er deutsch sprach. Dergleichen

Dinge kommen öfters vor und der böhmische Löwe ist nur noch durch die Peitsche zu bändigen. Es fehlt nicht mehr viel zum Bürgerkrieg. Zwei Mitglieder einer czechischen Geheimgesellschaft, der Dmladina, ermordeten auf furchtbare Weise ein anderes Mitglied Namens Mrva, weil man ihn für einen Spion hielt. Man duldet nur noch böhmische Straßenschriften in den Städten, die durch deutschen Gewerbesleiß gebaut sind, in einem Lande, welches 2 1/2 Millionen Deutsche enthält. Soweit ist's gekommen unter der Wirtschaft

des Grafen Taaffe, der von Tag zu Tag solange in „Veröhnung“ fortwarfte, bis ihm die lieben Mausfallen über den Kopf wuchsen. Nun hat Taaffe allerdings seinen Abschied nehmen müssen, geehrt zwar durch den dankbaren Kaiser, aber nicht durch die Deutschen, die im Gegenteil seine falsche und unlautere innere

In der ungarischen Reichshälfte sieht's in dieser Hinsicht neuerdings besser aus. Zwar Minister Weyerle, der bisher den Staatskarren, so gut es ging, durch die Civilebehindernisse hindurchsteuerte, mußte zurücktreten, bildete aber darauf wieder ein neues Ministerium und wird trotz des Widerstandes des Oberhauses und der Klerikalen die Civilehe durchsetzen. Wenigstens haben die Ungarn ihren König von Jahr zu Jahr lieber. Das hat sich u. a. gezeigt bei Kossuths Beerdigung. Der Nationalheld von 1848/49 ist nämlich in Turin gestorben, unverehelicht mit dem jetzigen Osterreich und dem Habsburgischen Kaiserhaus, das er einst 1849 für abgesetzt erklärt hatte. Natürlich bekam die Regierung nicht wenig Bauchweh, weil der ungarische Landtag sofort beschloß, die Leiche auf Staatskosten in Budapest beizusetzen. Man fürchtete Dummheiten, aber ohne Grund. Die Beisetzung geschah würdig und unter großartiger Teilnahme, aber sonst geschah nichts, was die Habsburger verletzen konnte, eher das Gegenteil. Der Hintende will dem guten Kaiser von Herzen die

Freude gönnen, am Abend seines Lebens die Ungarn tren zu seinem Hause stehen zu sehen. — Die deutschen Siebenbürger verloren leider ihr Haupt, den evangelischen Bischof Teutsch, einen außerordentlich reichbegabten Mann, einen hervorragenden Geistlichen, Parlamentarier und Gelehrten. Das Siebenbürger Land bedarf sehr unserer Teilnahme und Hilfe, diese deutsche Insel mitten im slavischen Meere. Auch



Der böhmische Löwe ist nur noch durch die Peitsche zu bändigen.

England

hat im März einen neuen Minister bekommen, — sie purzelten in der ganzen Welt im letzten Jahre recht lebhaft durcheinander. Der 84jährige Gladstone mußte seinen Abschied nehmen wegen drohender Blindheit — nicht etwa in irischen Angelegenheiten und äußeren Politik, woran er schon lange leidet, sondern er hat den Star. Vielleicht, wenn ihm der Star gestochen ist, kehrt er wieder auf seinen Posten zurück. Einstweilen hat er einen Ersatz gefunden in Lord Rosebery.

Dieser ist jung, schön, reich, ein Schwiegersohn des Barons Rothschild, hochangesehen im In- und Ausland, der leitende Staatsmann eines ungeheuer reichen Reiches mit 351 Millionen Einwohner, einem Viertel der Gesamtbevölkerung. Und doch möchte der Hintende nicht mit ihm tauschen. Nicht weil er die irische Frage lösen soll, nachdem Gladstone mit seinem Homerule-Steckenroß über die Schranken des Oberhauses gepurzelt ist, sondern weil der arme reiche Mann etwas nicht hat und nicht findet, was jeder Tagelöhner hat: den Schlaf. Lord Rosebery kann nicht schlafen, oft, wenn die Ruhe der Nacht über London liegt, erhebt sich der Lord seufzend von seinem seidenen Lager, um draußen in Nacht und Nebel umherzuirren, weil er daheim den Schlaf nicht finden kann. Lord Rosebery hat übrigens das Verdienst, den Riesenausstand der Kohlenarbeiter, wobei durchschnittlich 300000, oft auch 500000 Mann feierten, zu Ende gebracht zu haben, und zwar zugunsten der Arbeiter,



Kesslitz.

welche eine angekündigte Lohnherabsetzung siegreich zurückwiesen. Der Streik hat unsinnige Verluste gebracht. Nicht nur wurden 30 Millionen Tonnen Kohlen weniger zu Tag gebracht, sondern auch die Hälfte aller anderen Fabriken mußte zeitweilig stillstehen wegen Kohlenmangels. — Die englische Marine, über welche im Parlament wieder recht herb zu Gericht gefessen wurde, verlor im Manöver bei Malta durch falsches Kommando ein Prachtschiff, die Viktoria. Ein paar

hundert Matrosen samt dem Kommandierenden sind ertrunken; die Hyänen des Meeres haben eine fette Ernte gemacht. In Greenwich wollte ein französischer Anarchist die weltberühmte Sternwarte in die Luft sprengen; allein die Bombe platzte zu früh und zerriss ihren Träger. Was hat nun die Sternwarte dem Menschen gethan? Hier sieht man, daß die Kerle sich durch ihre Thaten berühmt machen wollen. Darum ist es thöricht, wenn die Zeitungen sich so sehr mit den Personen der Attentäter beschäftigen.

Rußland

hat sich unter unbeschreiblichem Schrecken der Franzosen ganz entschieden dem Deutschen Reiche wieder genähert. Vergleiche den Handelsvertrag. Während dieser im Reichstag beraten wurde, erschien der Czar sogar bei einem Ball auf der deutschen Botschaft, was er sonst nie thut, bei keinem Gesandten. Alle Zeitungen waren voll des großen Ereignisses. Nun, es ist manchmal eine höchst wichtige Dorf- und das ganze Dorf schwätzt wochenlang davon, wenn des Bürgermeisters Bastian wirklich zum Tanze ging und gar mit des Landwirts Gretel getanz hat; aber soviel Aufsehen hat selten ein Ball gemacht. Endlich kam es am 19. April bei der Koburger Hochzeit zur Verlobung des russischen Thronfolgers mit der schönen, liebenswerten Prinzessin Alice von Hessen, der Schwester des Großherzogs. Auch dies wird als ein Friedenszeichen gedeutet. Es wäre allerdings ein Glück für die ganze Welt, wenn Rußland im Ernst die Ausöhnung mit Deutschland suchte. Zum mindesten wäre es auch für Rußland selbst gut. Die letzte europäische Großmacht,

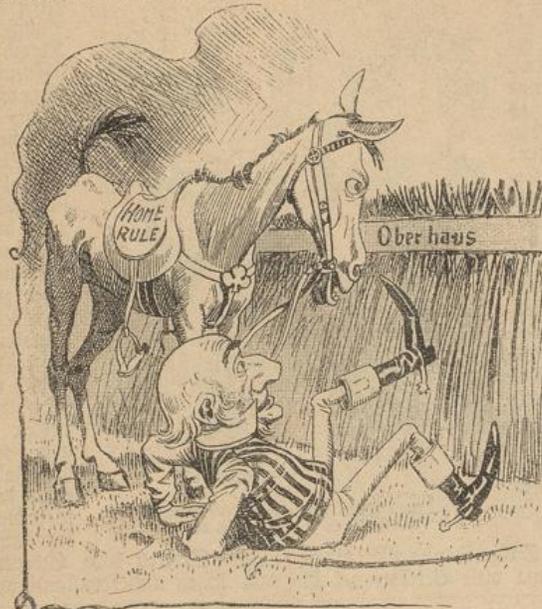
der Papst,

leidet allmählich an Alterschwäche, weshalb der Wasserdoctor Kneipp ihn kurieren wollte. Allein der alte Herr ist zu schwach für diese Kuren, die Gesunde besser vertragen als Kranke. Wenn ihn nicht die Kardinäle aus den Händen des Monsignore von Würzburgen errettet hätten, wer weiß, was da geschah. Der Papst hat fortgesetzt Angst und Herzeleid mit seinem Geld. Nachdem die Panamisten ihn fürchterlich betrogen, trug er sein Geld in italienische Banken. Aber auch diese Herren zeigten sich dem Peterspfennig gar

nicht abhold, und sie rupften ebenfalls derart, daß der Papst schließlich den heiligen Mammon zum Juden brachte, nämlich dem Baron Rothschild in Paris. Währenddessen aber haben ihn seine Peterspfennigverwalter daheim wieder aufs neue um große Summen bestohlen. Da weiß König Milan von

Serbien

den Mammon besser zu verwenden, daß niemand die Finger dran bringt als er selbst. Nämlich als der Königsvater wieder gänzlich auf dem Trockenen saß, ging er trotz aller gegen- teiligen Versprechungen und trotz Ehrenworts wieder heim und ließ sich von seinem Sohn füttern. Ja er sehnte sich wieder so sehr nach seiner teuren Gattin, daß er die Ehescheidung durch die Synode für ungültig erklären ließ. Das dauert natürlich nur, bis er wieder Geld hat; daß er seinem Alexander Scepter und Reichsapfel wieder aus der Hand nehmen könne, fürchten doch wohl nur die Königin-Mutter und der Zeichner unseres Bildes. Der junge König, der auch mit seinen Min-



Stabstene purzelt mit seinem Homerule-Stiedentopf über die Schranke des Oberhauses.

Bastian wirklich zum Tanze
Gretel getanz hat;

stern nicht recht auskommen kann, ist nicht gerade vor-
sichtig gewesen in der Wahl seiner Eltern. Zwar es
kann noch etwas aus ihm werden. Hat er nicht schon
zwei Staatsstreiche gemacht in
einem Alter, wo andere junge
Leute zum erstenmal Hermann
und Dorothea lesen!

Bulgarien

hat einen Prinzen erhalten, wes- halb große Freude. Der glückliche Vater hängte dem Neugeborenen sofort den Orden für Tapferkeit an, worin er recht hatte, denn es gehört viel Tapferkeit dazu, um als Kronprinz von Bulgarien in die Welt zu kommen. Aber Bulgarien hat seinen Stambulow, seinen Bismarck, verloren. Ende Mai nahm der große Staatsmann plötzlich seine Entlassung, wobei es zu lebhaften Unruhen kam. Warum mußte er weg? Vielleicht konnte er bei den fürstlichen Damen zu ungeschickt knixen, vielleicht wurde er dem Fürsten zu gewaltthätig, vielleicht soll er zugunsten einer Versöhnung mit Rußland geopfert werden. Ein Unglück ist sein Sturz für Bulgarien, man mag sagen, was man will. — Auf bulgarischen Eisenbahnen geht es noch wunderlicher zu als auf den schwäbischen. Merkten da einmal die Reisenden, daß ihr Zug bald sehr langsam ging und



Daß er seinem Sohne Scepter und Reichsapfel wieder aus der Hand nehmen könne, ist wohl nicht zu fürchten.

alle Augenblick hielt, dann wieder in rasendem Tempo dahinjagte. Ursache: der Zugführer hatte einen Mordsnächsten Hauptplation beantragt daher die Reisenden, der Zugführer sollte entfernt werden. Dies geschah auch, und der schneidige Stationsvorstand befahl, daß der Zug solange halten müsse, bis der Führer seinen Mauth ausgeschlafen hätte; es dauerte nur acht Stunden! Man muß sich eben zu helfen wissen! — Zum Schluß eine Trauernachricht, die nicht nur Bulgarien, sondern die ganze Welt bewegte. Der tapfere frühere Bulgarenfürst, Alexander von Battenberg, Graf von Gartenau, ist im November in Graz schnell gestorben, beweint von seinem dankbaren Volke, das seinen Reichthum nach Sofia holte und mit höchsten Ehren bestattete; der trostlosen Witwe, die in nicht gerade glänzenden Verhältnissen lebt, wurde in treuer Dankbarkeit eine Pension von 40000 Franken vererbt.

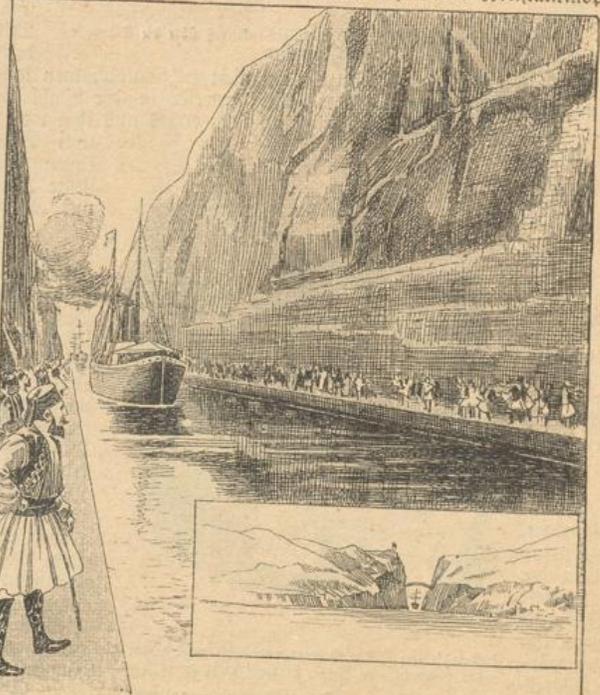
Er kommt immer am besten durch. — In Patras brach eine Feuersbrunst aus. Ein englisches Kriegsschiff, das zufällig im Hafen lag, schickte sofort seine Mannschaften zum Löschen, aber die edlen Hellenen verlangten von ihren Rettern Geld, um an den Pumpen zu arbeiten. Als der Kommandant dies merkte, ließ er schleunigst zum Rückzug blasen. Aber wer beschreibt sein Erstaunen, als er daheim entdeckte, daß die Griechen ihm aus Dankbarkeit die Schläuche von seinen Spritzen gestohlen hatten! Der läßt in Zukunft in Hellas brennen was brennt; er löst nimmer. — Eine jede Abgeordnetenversammlung hat einige Spießbuben unter sich. Aber zwei offene, wirkliche, echte Straßenräuber, zwei wirkliche Minalbini, kann nur die griechische aufweisen. Die Herren hatten in Athen in ihren Wohnungen ein förmliches Räuberbureau eingerichtet. — Eine große Kulturarbeit wenigstens wurde im vorigen Jahre in Griechenland vollendet, der Kanal von Korinth, der nicht bloß für Griechenland, sondern für alle Anwohner des adriatischen Meeres hohe Bedeutung hat, da er den Weg erheblich abkürzt. Er ist mit französischem Gelde gebaut — wenn nur alles französische Geld so gut angewendet würde!



Der glückliche Vater hängte dem Neugeborenen sofort den Orden für Tapferkeit an.

Griechenland,

das Land der Kämpfer von Salamis und Marathon, hat von jeher in ganz Europa viele Verehrer gehabt. Als der Hinkende noch jung war, wäre er beinahe auch einmal aus der Schule fortgelaufen, um den Hellenen streiten zu helfen gegen die türkischen Kerzes und Darinus. Heute würde er lange nicht mehr so begeistert sein, denn in den Griechen von heute fließt wenig von dem alten Aristidesblut. Man braucht zwischen Griechen und Türken die Hand nicht besonders herumzudrehen. Die Griechen haben, wie die Portugiesen, den Diebstahl gleich im großen getrieben, indem sie sich bankerott erklärten und die Zahlung ihrer 650 Millionen Schulden verweigerten. Das ist allerdings abgekürztes Verfahren. Viele Deutsche, welche ihr Geld dort für gut aufgehoben hielten, weil der Kronprinz von Griechenland eine Schwester unseres Kaisers zur Gemahlin hat, sind



Der Kanal von Korinth.

hat, sind | fassungrevision ist immer noch nichts geworden, nur

daß ein Ministerium darüber gepurzelt.

Montenegro

hat Priester, von denen unsere römischen etwas lernen können. Während unsere nämlich sich vom Kriegsdienst gedrückt haben, muß der Fürst von Montenegro seine Popen förmlich zwingen, die Nationaltracht und die Waffen wenigstens im Frieden abzulegen.

Belgien,

welches schon viele Dummheiten begangen hat, zeichnete sich nunmehr durch etwas Gescheites aus. Die Kammer setzte nämlich auf das Duell mit tödlichem Ausgang die Todesstrafe. Sekundanten erhalten 10-20 Jahre Gefängnis. Warum geht's denn hier? Aus der Verfassung

Holland

kam beinahe wieder in Not. Weil nämlich die Haarlemer Kirchweih abgekirzt werden sollte, revoluzten die Hausknechte, Diensthoten und Geschäftsleute gegen den allerdings recht tyrannischen Bürgermeister. Große Scharen tanz- und verkaufslustiger Haarlemer zogen durch die Straßen und schrieten:

Hop, hop, hop,

Hong de Burgemeester op.

Für diesen war jedoch noch kein Strick gedreht und die Revolution, die doch das Land in Atem brachte, verlief in Vergessenheit. Auch hier soll die Verfassung revidiert werden. Die Kammerauflösung war da, und der Ministersturz ist ihr sofort gefolgt. Im Staate

Dänemark

hat nach neunjährigen Händeln der widerpenfliche Landtag dem König und seinem Minister Estrup nachgegeben und die Gelder zur Vermehrung der Flotte und Befestigung von Kopenhagen nachträglich bewilligt. Seit 9 Jahren kam kein Budget mehr zustande und mußte der Staatshaushalt nach einem königlichen Finanzgesetz geführt werden. Anders steht's zwischen Volk und König noch in

Norwegen.

Schweden und Norwegen können nicht miteinander und nicht ohne einander leben. Das ist doch eine recht traurige Ehe! Weil König Oskar zur Trennung des bisher gemeinsamen auswärtigen Konsulatsdienstes seine Zustimmung verweigerte, kürzte der norwegische Landtag den Gehalt des Königs um 80000, des Kronprinzen um 50000 Kronen. Ihrem König zwar können die

Schweizer

nichts zuleide thun, weil sie keinen haben, aber wohl können sie die Juden ärgern. Die Schweiz hat nämlich den Hebräern das Schächten verboten, worüber ganz Israel schreit. Hat man den Katholiken schon so oft mit Recht in ihre Angelegenheiten gegriffen, wenn es notwendig war, so wird man es auch den Juden dürfen, wenn es notwendig ist. Der Hinkende ist auch ungeschächtetes Rindfleisch. — Der Schweizer General Herzog ist in Aarau gestorben, bekannt durch die Entwaffnung des Vourbattischen Heeres nach der Schlacht von Belfort. Wir wollen den Schweizern gerne zugeben, daß ihr General Herzog ein ausgezeichnete Feld-

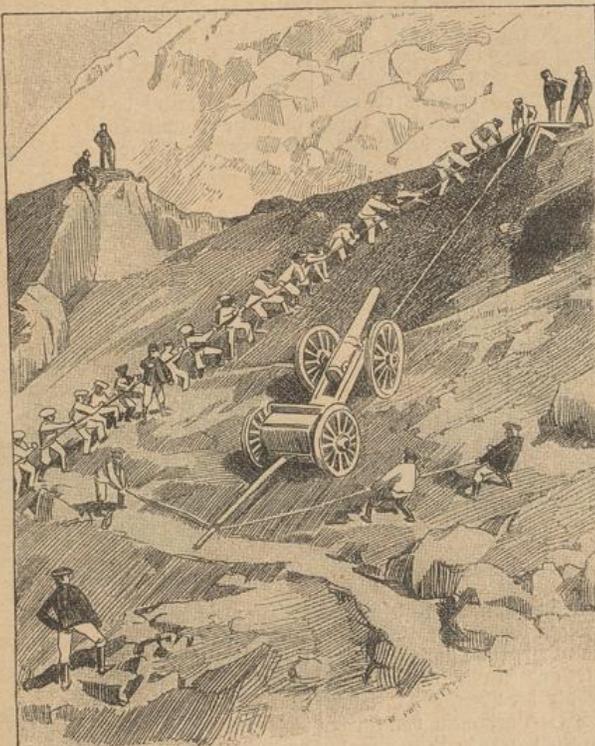
herr ist, denn er hat unseres Wissens in seinem ganzen Leben keine einzige Schlacht verloren. In diesem Punkte dürfen ihn also die Schweizer noch über Napoleon I. stellen, der ja bekanntlich doch mehrmals geschlagen wurde. — Um im Falle eines Krieges zwischen den Großmächten doch auch nicht wehrlos zu sein, haben die Schweizer die wichtigen Alpenübergänge ihres Landes mit Forts gesperrt und manövrieren tüchtig auf den hohen Bergen herum. Item: Allen Respekt vor den Schweizern: Trotz der kurzen Dienstzeit und schwierigen Disziplin hat ihre Armee es doch zu einer ganz bedeutenden Kriegstüchtigkeit gebracht, und wer mit ihnen anbindet, könnte die Finger etwas verbrennen. — In Zürich fand diesmal der internationale Sozialistenkongress statt. Dabei ging es sehr lebhaft zu. Weil nämlich die allerverrücktesten Sozialisten und Anarchisten sich zu maufsig machten, wurden sie weidlich durchgeprügelt und hinausbefördert. Dies geschah zur Bestätigung des großen Wortes: Die Aufhebung des Kapitals und der Sieg des Proletariats ist der Weltfriede. Ja, der Friede eines mit Toten bedekten Schlachtfeldes!

Damit verlassen wir Europa, diesen alten Erdhaufen, und sehen uns in der neuen Welt, zunächst in

Nordamerika.

Die Weltausstellung von Chicago ist programmäßig zu Ende gekommen, obgleich in den Gebäuden einmal ein Brand ausbrach, der leider 25 tapfern Feuerwehrleuten das Leben kostete. Dagegen stand nicht im Programm, was am Schluß der Ausstellung geschah, nämlich der Bürger-

meister von Chicago, Harrison, von einem stellensuchenden Strolch ermordet wurde. Harrison war jedenfalls ein merkwürdiger Kauz. Seine Freunde nennen ihn den Ausbund von einem amerikanischen Politiker, seine Feinde heißen ihn den größten politischen Spitzbuben, der unter Sonne, Mond und Sternen umherging. Sie haben beide nicht unrecht, Freund wie Feind. Auch die zahlreichen Unfälle, Überfälle und Vebraubungen der Eisenbahnzüge standen nicht im Programm. Aber in den Zeitungen stand, daß die Eisenbahnbeamten selbst mit den Räubern in Verbindung waren. Daß die Preisrichter, welche die Weltausstellungspreise zu vergeben hatten, sich gelegentlich bestechen ließen, piffen die Spagen auf den Dächern. Alles in allem ist Deutschland in Chicago gut weggekommen. Während es in Philadelphia noch geheißen



Manöver der Schweizer Truppen am St. Gotthard.

in Paris
Kriegs-
fren-
gen, aber
an den
Als der
z, ließ er
z. Malen
rsummen
das die
uncharit-
in Spi-
Der läge
bezeichnen
nimmt
abzunmer
ter sich
he, sehr
wirkliche
niedrige
oben in
igen ein
enge-
Kultur-
in vori-
nd voll-
uth, der
id, son-
3 abrie-
in Weg
st. Ge-
Wischen
— wenn
gönlische
gegens-

hatte, die Deutschen arbeiteten billig und schlecht, lautet jetzt das Urteil: billig und gut. Das hat denn auch den Deutschen in Amerika von neuem einen Stolz auf ihr Vaterland und mehr festes Zusammenhalten gegeben, Deutschland hat nämlich unter 68 Staaten ein Drittel aller Preise mit fortgenommen. Zumal Kunst und Kunstgewerbe kamen sehr gut weg. Auch unser Wein, in Baden besonders der beitere, gesunde Markgräfler, hat lebhaften Anklang gefunden. Die Ausstellung war gut besucht. 22 Millionen Karten wurden gekauft; die Einnahmen betragen 28 1/2 Millionen, die Ausgaben 25 Millionen Dollar, so daß noch ein Uberschuß herauskam. Man kann sich denken, wieviel Geld in Chicago hängen blieb von den Millionen Menschen bei den fabelhaften Preisen. Die Reisenden wurden alle gehörig gerupft bis auf einen, und das war der Herzog von Veragua, Nachkomme des Christoph Kolumbus. Dieser spanische Herzog, Gast der Stadt New-York, aß, trank und kaufte, was ihm behagte, aber er vergaß das Zahlen und machte sonst noch Schulden, so daß die Amerikaner alles Ernstes berieten, ob man nicht dem Nachkommen des großen Entdeckers durch milde Spenden etwas auf die Strümpfe helfen solle. — Jedoch sind die Amerikaner neuerdings selber stark

in die Lunte geraten, nämlich durch den Silbertrach, der auch die übrige Welt in Mitleidenschaft gezogen hat. Es wird zu wenig Gold, aber zu viel Silber gefördert, und so ist der Wert des Silbers gegen früher um die Hälfte gesunken, was nicht bloß für

den, der sein ganzes Vermögen in silbernen Pöfeln angelegt hat, von schlimmen Folgen begleitet ist. So wird denn wohl bald eine Weltfinanzkonferenz zusammentreten müssen. — Amerika hat unter andern Merkwürdigkeiten auch den ausdauerndsten Redner der Welt, den Senator Allen. Dieser redete nämlich im Parlament von 8 Uhr abends bis am andern Morgen um 10 1/4 Uhr, also 14 und 1/4 Stunden; gegen den ist unser redseligster parlamentarischer Schwäger einfach taubstumm. — Daß alles in der Welt seinen Nutzen hat, das haben sie im Staate Florida erfahren müssen. Dort waren nämlich die Krotodile bisher rücksichtslos ausgerottet worden. Aber was zeigte sich? Die Wasserratten nahmen so sehr überhand, daß man ihre Feinde und Vertilger, die Krotodile, wieder künstlich vermehren mußte. Und wenn man einmal die Probe machen würde, so könnte es sich vielleicht zeigen, daß auch die Ratten noch zu irgend etwas gut sind. Vielleicht verzehren sie manche faulenden Stoffe und machen sie dadurch für die Luft unschädlich, ähnlich wie die Hunde im Orient und die Nasgeier in Mexiko. Wir haben die Natur und ihren weisen göttlichen Haushalt noch lange nicht ausstudiert.

Mexiko

besitzt den aufgeklärtesten Bischof der Welt, den Herrn

Montes de Oca. Dieser ließ nämlich die Jesuiten aus ihrem Kloster zu Hidajjo vertreiben, ebenso wurden sie aus der Stadt San Luis de Potosi verjagt. Unser Reichstag wird sich beeilen, den armen verfolgten Vätern schnell einen Unterschlupf zu gewähren und sich von den Mexikanern mit Recht anlachen zu lassen. O du verkehrte Welt! — Auch Mexiko, das am meisten Silber bringende Land leidet unter dem Silbertrach.

Südamerika,

das romanische und gut katholische, kann vor lauter Revolutionen nicht zur Ruhe kommen. Insbesondere Brasilien muß sich in ewigem Bürgerkrieg verzehren. Diese Unruhen rühren allein davon her, daß sich zwei große Herren um das Regiment im Lande raufen. Jeder will der Oberste sein und die öffentlichen Kassen nach Belieben ausplündern. Da aber dies Plündern ein ebenso leichtes wie angenehmes und einträgliches Geschäft ist, so finden sich immer mehrere Plünderungsliebhaber. So schlugen sich seit September 1893 der Präsident Peixoto und der Admiral de Mello herum. Der Präsident faß in seiner Hauptstadt Rio de Janeiro und schoß hinaus, der Admiral faß auf seinen Kriegsschiffen und schoß in die Stadt hinein. Der eine konnte nicht hinaus, weil

er keine Schiffe hatte, der andere nicht hinein, weil er keine Armee hatte, und die einzigen, die das schön fanden, waren die Pulverfabrikanten. Allein auf einmal „kaufte“ der Präsident eine Anzahl Kriegsschiffe in den Vereinigten Staaten, und diese waren so freundlich, die



Präsident Peixoto.



Admiral de Mello.

Schiffe gleich mit Seeleuten und Offizieren zu bemannen. Allerdings waren auf der Fahrt nach Brasilien auch einige brasilianische Offiziere an Bord, und diese suchten nun das Vaterland zu retten, indem sie die Schiffe zum Sinken oder Auslaufen zu bringen suchten, obwohl vergeblich. Jedoch gelang es ihnen, die neu-modische große Dynamitkanone unbrauchbar zu machen. Als der brasilianische Admiral die präsidentlichen Kriegsschiffe erblickte, nahm er Reißaus und Peixoto war gerettet. Natürlich schrieb er alles der unergleichlichen Tapferkeit seiner Kriegskleute zu. Dem Sinkenden ist es ziemlich gleichgültig, wer Brasilien plünderet, ob der Präsident oder der Admiral; merkwürdig kommt ihm nur das eine vor, daß sich immer noch Leute finden, die sich für solche Herren toischlagen lassen mögen! Dem brasilianischen Volk wäre es am wohlsten, wenn es seinen alten Kaiser Dom Pedro noch hätte. Aber es ist die alte Geschichte: Wo keine Katze mehr im Haus umläuft, werden die Ratten Meister.

Afrika.

Im Raffernland haben die Engländer den Matabelkönig Lobengula, einen scheußlichen Menschenschlächter, wie diese schwarzen Könige fast alle sind, besiegt und vertrieben. Englische Civilisation ist zwar auch nicht

immer das Sauberste, aber doch besser als die Menschenmörderei der schwarzen Scheufale. — Aegypten, das alte Wunderland, weiß immer noch nicht, ob es englisch oder türkisch oder ägyptisch ist. Der neue Pharao Abbas hätte nicht übel Lust, die Engländer zu vertreiben. Aber er besitzet keinen Joseph, der ihm das Geld verschafft, und in seiner Kasse herrschen mehr als sieben magere Jahre. Nun aber machte er plötzlich seinem Oberhaupt, dem Großfürsten, einen Besuch in Stambul. Alle Welt zerbrach sich den Kopf, was er damit gewollt habe, und ob er denn wirklich beabsichtige, gegen die Engländer etwas zu thun, die sein Land besetzt halten? Wenn die Staatsmänner nur den Hintenden fleißig lesen würden, so könnten sie ganz genau erfahren, was die beiden miteinander verhandelten. Der Abbas nämlich sagte: „Wenn ich nur die verfluchten Engländer wieder aus dem Land hätte! Kannst du mir nicht helfen?“ Der Sultan blies eine Rauchwolke durch den Bart, nach Türkenart, blinzelte mit den Augen und sagte: „Ich helfen? Hätte ich sie nur selber vom Hals, denn wir machen sie es gerade so wie dir. Geh wieder heim in deinen Harem, wir können alle beide nichts machen.“ Also geschah es auch, und der gute Pharao zog keufzend wieder in sein Land.

Asien

wären beinahe die Engländer und die Franzosen hintereinander gekommen, nämlich wegen des Königreichs Siam. Siam ist ein reiches Land und Gladstone ein alter Mann, der von auswärtigen Angelegenheiten nie viel verstanden hat. Also benutzten die Franzosen die gute Zeit, da „am Präsidium sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß,“

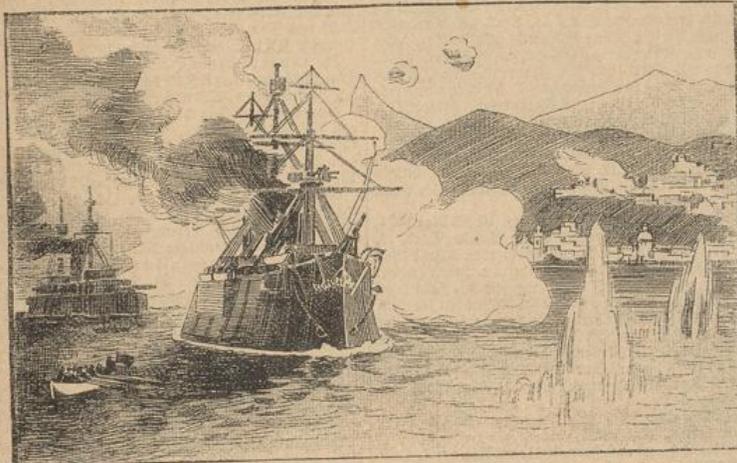
und singen mit den Siamesen Händel an. Denn es gelüstete sie wieder einmal nach einem linken Ufer, nicht des Rheins, sondern des siamesischen Mekongflusses. Item, eine französische Flotte segelte den Mekong hinauf und nahm das schöne Land ein. Die Engländer schrien zwar Zeter und Mordio, da sie schon glaubten, das Land so gut wie eingesackt zu haben. Aber machen wollten sie nichts und konnten sie nichts, und die Zeiten sind vorbei, wo andere Nationen sich von den Engländern ins Feuer heizen lassen, um ihnen die Kastanien herauszuholen. Also haben sich die Franzosen für das verlorene linke Rheinufer mit dem linken Mekongufer entschädigt, und noch mancher Franzmann wird sich dort Geld und Schnupfen nebst Malariafieber holen.

China.

Der Kaiser von China ist ein Kollege des Hintenden, denn er beschäftigt sich auch mit dem Wetter. Und

zwar vermag er mehr als der Hintende — natürlich, denn wenn der Hintende ein Kaiser wäre, wollte er auch einen besseren Kalender schreiben. Nämlich, während der Hintende das Wetter nur voraussagen kann, kann der Kaiser von China das Wetter machen. Als es im letzten Sommer gar zu trocken wurde, beströmten die Chinesen ihren Herrscher, doch etwas Regen zu veranstalten. Der Kaiser, nicht faul, geht hin, opfert den Göttern und läßt regnen, was vom Himmel konnte. Als nun allerdings die Fenster des Himmels zu lange geöffnet waren, so daß mehrere Provinzen ertranken, da lamentierten die Leute nach Sonnenschein und Trockenheit, daß es einen Stein erbarmen konnte. Aber ein Kaiser von China ist härter als ein Stein. Er sagte: „Laßt mich ungeschoren, dies Päck ist doch nie zufrieden, und er ließ regnen, bis der Regen von selbst wieder ein Ende nahm wie alles in der Welt.“

Item: Unsere Potentaten können auch manches, mehr als der Hintende, aber das Wetter machen können sie doch nicht, nicht einmal im eigenen Land und Reichstag oder Landtag, geschweige denn in den Wolken



Die Beschießung von Rio de Janeiro.

Besten dienen muß. Die still waltende, geheimnisvolle Macht ist unseres Gottes weise Vorsehung. Ihr empfehlen wir uns, uns selbst, unser liebes Vaterland und die große, hilfsbedürftige, irrende und suchende Menschheit.

Nachtrag. Der Hintende hatte das Kapitel der „Weltbegebenheiten“ bereits geschlossen, als am 25. Juni der Telegraph die erschütternde Kunde brachte, Carnot, der Präsident der französischen Republik, sei von Mörderhand gefallen. Der Präsident befand sich anlässlich einer Industrieausstellung in Lyon und wollte sich von dem ihm zu Ehren veranstalteten Festbankett nach dem Theater begeben, als ein junger Mensch auf das Trittbrett des Wagens sprang und Carnot den Dolch in die Brust stieß, so daß er nach Geburt Italiener, aber der vaterlandslosen Verbrecherbande der Anarchisten angehörend, ist seines Reichens ein Vädergeselle. Bei seiner sofortigen Verhaftung hatte die Polizei Mühe, ihn vor der Wut der Volksmassen zu schützen. — Am 27. Juni wurde Casimir-Perier zum Präsidenten von Frankreich gewählt.

des Himmels. Und das ist gut so. Fürsten und Völker, mit all ihrer Friedensarbeit und all ihren Leidenschaften, stehen nicht auf sich selbst und lenken sich nicht selbst, sondern sie werden gelenkt. Durch Lohn und Strafe, durch Höhen und Tiefen hindurch treibt uns alle eine unsichtbare Macht, und zwar, hoffen wir, also, daß alles doch wieder der Menschheit irgendetwie zum